

DREI MONATE SPÄTER. LINDA B.

Von dem ganzen Getöse auf der Oberfläche drang fast nichts in den Erduntergrund der abgelegenen Ecke des Friedhofs der kleinen Provinzstadt herab, wo sich Linda B. immer noch aufhielt.

Obwohl der albanische Staat wankte, galten nach wie vor die alten Gesetze und Bestimmungen, gerade auch jene, die Haft und Internierung betrafen. Eine dieser Vorschriften war äußerst sonderbar, und viele Menschen sagten, daß es so etwas nur in Albanien geben könne. Sie regelte das Verfahren im Falle des Ablebens von Internierten und politischen Häftlingen vor Ablauf der Strafzeit. Ihre entseelten Leiber mußten das Urteil dort bis zum Ende verbüßen, wo sie waren, also im Grab. Erst danach hatten ihre Familien das Recht, sie aus den städtischen Grabstellen zu holen und dorthin zu verbringen, wo sie es wünschten.

Die Leute brauchten einige Zeit, bis sie begriffen hatten, daß das Prinzip der Gleichbehandlung von Verurteilten über und unter der Erde wider Erwarten nicht unverzüglich, sondern offenbar erst ganz am Schluß abgeschafft werden sollte. Damit galt auch weiterhin, daß einzig Lebenslängliche und Erschossene, die beiden Sorten von Delinquenten, für die keine Zeit, vor allem keine Fristen im juristischen Sinn mehr existierten, von der Vorschrift ausgenommen blieben.

Obwohl die Regel der ober- und unterirdischen Strafverbüßung im Grundsatz für Inhaftierte und Internierte galt, gab es doch einen Unterschied zwischen beiden Gruppen. Während das Urteil, das einen Unglücklichen ins Gefängnis brachte, so individuell war wie seine eventuelle Freilassung, wurde die Internierungsmaßnahme stets gegen ganze Familien verhängt und konnte folglich auch nur familienerweit aufgehoben werden. Da aber der Begriff Familie im Falle der Sanktionierten stets so weit wie irgend möglich gefaßt wurde, war es unvermeidlich, daß einige der internierten Mitglieder, vor allem Säuglinge und Greise, im Laufe der Jahre vom Tod ereilt wurden und den Befreiungstag nicht mehr erlebten, so daß es in dem berühmten »Schreiben« stets zwei Spalten gab, eine für die Diesseitigen und eine für die Jenseitigen.

Die Eltern von Linda B. erreichte das Schriftstück nicht nur am gleichen Tag, sondern auch fast zur gleichen Stunde wie fünf Jahre zuvor, also kurz vor Mittag.

Zum ersten Mal nahmen sie es fast ohne Regung vom Postboten in Empfang. Seit Linda nicht mehr lebte, hatte es für ihre Eltern keine Bedeutung mehr. Sie warfen einen Blick auf das Staatswappen, das den Umschlag zierte, und empfanden nur Leere. Fast hofften sie sogar auf einen ablehnenden Bescheid. Was nützte

ihnen die Freilassung ohne Linda? Besser, sie blieben hier in dieser jammervollen Ödnis, wo wenigstens ihre Tochter ruhte.

Sie schämten sich für ihre sündigen Gedanken und baten Gott inständig um Vergebung. Aber gab es außer ihrem Sohn überhaupt etwas, das ihre Schuldgefühle rechtfertigte? Nein, hätte die Mutter am liebsten laut gerufen. Was war denn noch wichtig, seit Linda nicht mehr lebte?

Sie rang um ihre Ruhe, fand sie aber nicht. Die Antwort auf ihre Frage fand sie in sich selbst. Natürlich war nichts wichtig außer Linda. Natürlich konnten sie nicht einfach weggehen und ihre Tochter hier zurücklassen. Aus verhangenen Augen schaute sie auf das Schreiben, das der Sohn ihr vor das Gesicht hielt. Schau, hier steht auch ihr Name, Mama, neben unseren.

Als der erste Schock vorüber war, nahm alles klarere Formen an. Sie würden Linda keinesfalls hierlassen, und wenn sie weggingen, würden sie es sogar mehr für sie als für sich selbst tun.

Dort unter der Erde hatte sie doppelt gelitten, unter den Ketten nicht nur des Staates, sondern auch des Todes. Wenn sie gegen diese schon nichts ausrichten konnten, so wollten sie doch wenigstens die anderen, staatlichen von ihr nehmen.

Die ganze Woche über waren sie damit beschäftigt, die nötigen Dokumente zu besorgen. In Lindas Fall war es am kompliziertesten. Es begann bei der Erlaubnis zur Exhumierung, die vom Direktor des Kommunalbetriebs erteilt wurde, und reichte bis zur abschließenden Bestätigung durch die Abteilung für Innere Angelegenheiten, gar nicht zu reden von all den ärztlichen Bescheinigungen. Als die Bürogänge erledigt waren, machte sich die Mutter auf den Weg zum Grab. Sie hatte das Gefühl, ihre Tochter werde allmählich ungeduldig, deshalb sagte sie zu ihr: Halte noch ein wenig aus, mein Herz! Bald würden sie aufbrechen, zu viert, wie einst zu den Filmen am Sonntag.

Entfernte Verwandte in Tirana teilten ihnen mit, sie hätten einen Platz auf dem Friedhof im Westen der Hauptstadt, dem Meer zugewandt, gefunden.

An einem Tag Ende Mai brachen sie tatsächlich auf, zu viert in einem Kleinbus. Die drei Lebenden auf den Seitensitzen, Linda in ihrem engen Sarg in der Mitte.

Es war ein schöner Tag. Eine leichte Brise kam vom Meer her. Im Lehm hatten sie die Haarspange gefunden, die Linda nach dem Abschlußball nicht mehr abgelegt hatte, und sie als einzigen Schmuck auf dem Sarg befestigt.

Ortsschilder markierten die Ein- und Ausgänge immer neuer Wohnsiedlungen, durch die der Kleinbus fuhr. Albanien wirkte seltsam weit.

Dann erblickten sie plötzlich Beschriftungen, die ihnen gänzlich unvertraut waren: »Motel Europa«, »Kaffee-Bar Atlantik« ... Sie schauten nach links und rechts, um herauszufinden, ob sie die Internierungszone bereits verlassen hatten.

Nirgends waren Hinweistafeln zu entdecken. Ich glaube, es hat nie welche gegeben, sagte die Mutter mit bebender Stimme. Der Vater schwieg, während der Sohn unentwegt Namensschilder vorlas: »Café Wien«, »Hotel Zwei Prinzessinnen« ...

Plötzlich änderte sich der Klang des Motors. Die Straße stieg ein wenig an, doch damit allein ließen sich das asthmatische Husten und die schwarzen Rauchscheiden nicht erklären. Das Fahrzeug kam kaum noch voran. Mann und Frau schauten wieder nach links und rechts, dieses Mal mit schreckensbleichen Gesichtern.

Sie sprachen nicht miteinander, weshalb sich erst später herausstellte, daß alle beide in diesem Moment das Gefühl hatten, hier ende die Internierungszone, und die taube Erde, die von Neuigkeiten gewöhnlich erst mit großer Verspätung Notiz nahm, verweigere dem Leichnam des Mädchens die Ausreise.

Ein Stück weiter gewann der Kleinbus seine leichte Fahrt zurück. Noch immer war der frische Maihauch zu spüren, und Albanien erschien ihnen unendlich groß. Zwei oder drei Mal machten sie an kleinen Cafés am Straßenrand Halt, um gemeinsam mit dem Chauffeur etwas zu verzehren. Die Frau schaute während der Aufenthalte ständig verstohlen zu dem ein Stück abseits geparkten Kleinbus hinüber.

Am späten Nachmittag kamen sie am Strand von Durrës mit den vielen Ferien villen vorbei. Die Terrassen der großen Touristenhotels waren noch nicht bevölkert.

Schon seit einiger Zeit waren Vorboten der Hauptstadt zu entdecken, obwohl diese selbst sich zu entfernen schien. Verwirrt schauten sie auf die vorüberfliegenden Telefonmasten, die Farmgebäude und die Hubschrauber auf den kleinen Militärflugplätzen. Es wurde langsam Abend. Aus den Augenwinkeln musterten Vater und Sohn gelegentlich das Gesicht der Frau. Sie hatte sich besser gehalten als befürchtet. Erst, als vor ihnen die Lichter Tiranas auftauchten, ließ ein Schluchzen ihre Schultern erbeben, dann den ganzen Körper, und schließlich sank sie verkrümmt über den Sarg, als habe man sie geschlagen. Schluchzend rief sie Lindas Namen, und kaum brachte sie die Worte heraus: Tochter, meine Tochter.